

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 213.

Dienstag, den 17. Oktober 1905.

20. Jahrgang.



Aus der Umgegend.

§ Dettich, 15. Okt. In der General-Versammlung des hiesigen Turnvereins wurde beschlossen, wie alljährlich, am zweiten Weihnachtstage im Saale des Herrn Jakob Kühn Christbaumverlosung mit turnerischen Vorführungen abzuhalten.

§ Pösch, 15. Okt. Nach nunmehr abgeschlossener Rechnung stellen sich die Kosten für das neubauende Elektrizitätswerk auf 150 000 Mark. Da die städtische Wasserleitung nicht das genügende Wasser für die Stadt und für die Maschinen des Werkes liefert, hat sich die Stadtverwaltung entschlossen, eine Pumpstation zu errichten. Dieselbe wird in der Wisper-Aufstellung finden. Dieses Projekt wird zu 2000 Mark veranschlagt.

• a. Lausenfelden, 16. Okt. Lehrer Mouffeleit von Huppert ist verstorben. Über seinen Nachfolger ist noch nichts bekannt. Außer Huppert sind in der Inspektion Langen-Schwalbach zu belegen: eine Stelle in Lausenfelden, Eggenrot, Linchies und Hagenrot. Donnerstag, 19. d. Mts., findet in Remel im Saal der diesjährige Kreislehrerkonferenz der Inspektion Langen-Schwalbach-Lausenfelden statt. Thema sind: „Neben des Turnens und die Turnspiele.“ Lehrer Kees aus Hohenstein: „Des Knaben Bergleid.“ Lehrprobe: Lehrer Glös von Hohenstein.

• Wiesbaden, 14. Okt. In der auf heute mittag anberaumten Sitzung der Stadtverordneten-Versammlung, in der Beigeordneter Huhn den Vorsitz führte, wurde die Verpflichtung des neugewählten ersten Bürgermeisters der Stadt, Dr. Goettermann, durch Geheimrat Provinzialdirektor v. Gögern vorgenommen. Der Provinzialdirektor brachte dem neuen Oberhaupt der Stadt zu seinem verantwortungsvollen Amt seine Glückwünsche dar. Dr. Goettermann dankte darauf in berechneten Worten.

• Frankfurt, 14. Okt. Gestern wurde in der Ribbastroße ein 32 Jahre alter Buchhalter verhaftet, der zum Nachteil seiner Firma, der Zweigniederlage einer sächsischen Fabrik, von April 1903 bis Oktober 1905 9000 M. unterschlagen hat. Den Diebstahl hat er durch falsche Buchungen verdeckt.

• Vom Westerwald, 16. Okt. Neuerdings sind Verfügungen erlassen worden, nach denen die Gesetzesbestimmungen über den Verkehr mit blei- und zinkhaltigen Gegenständen auch auf Bierkrugbeschläge angewandt werden sollen. Da hierdurch die Bierkrüge des „Rannbäderlandes“ in hohem Grade geschädigt würden, hat die Handelskammer in Limburg beschlossen, auf die Aufhebung der Verfügung hinzuwirken. Ferner sprach sich die Kammer für die Einführung gemeinsamer Schiedsgerichte der Handels- und Handwerkskammern aus, bestehend aus je zwei Mitgliedern der Kammern und einem von der Regierung zu ernennenden Richter. Zunächst sollen jedoch Erhebungen über die Stellungnahme der Nachbarkammern angestellt werden.

LOKALES

• Wiesbaden, 16. Oktober 1905.

• Literarische Gesellschaft Wiesbaden. Den Vortrags-Epilog eröffnete Samstagabend der Vorlesende, Herr Hofrat Professor Behr-Hoppard mit einem Vortrag über Friedrich Rückert. Der Vortragende war ein Schüler und Freund des letzten Klassikers und darum wohl am besten zu einer Charakterzeichnung des Dichters berufen. Rückert war nicht nur hervorragender Dichter, sondern er zeichnete sich in seinen Werken auch als Dramatiker, Epiker und Didaktiker aus. In den Gedichten offenbart sich ein tiefes Gemüt. Bei Rückert findet man keine Einseitigkeit. Er besang die Liebe ebenso, wie das Vaterland und die Natur. Herr Hofrat Behr reißt ihn würdevoll den beiden Raritäten im Reiche der Poesie, Schiller und Goethe an. Lebhaften Anklang fand der Vortragende mit der Regitation einiger Rückert'scher Dichtungen. Am den Vortrag schloß sich im „Grünen Wald“ ein geselliges Beisammensein mit Damen an, das einen recht gemüthlichen Verlauf nahm.

• Postaffären. Die Brief- und Geldannahmestellen, die Ausgabestelle für postlagernde Sendungen, die Remittenzstelle, die Ausgabestelle für ständige Abholer und die Briefabfertigungsstelle des Hauptpostamtes befinden sich von jetzt ab im Erdgeschoss des Postneubaus, Rheinstraße 23. Die Briefentlastungs- und Briefträgerabfertigungsstelle sowie die Zeitungsstelle sind im ersten Obergeschoss des Neubaus untergebracht.

• Zur Fleischnot. Die Handelskammer zu Limburg wird im Anschluß an die vielseitigen Bemühungen der Gemeinden und Körperschaften zur Milderung der Fleischnot im gleichen Sinne beim Reichsanwalt vorstellig sein.

Sprechsaal.

Für diese Rubrik übernimmt die Redaktion dem Publikum gegen über keine Verantwortung.

Weg mit dem Unfug.

Ein Schrei der Entrüstung würde durch alle Lande gehen, falls sich der Eisenbahnstaus erlaubte, die Waggonfenster zu Annoncen zu verwerten. Es wäre unendlich, anstatt Gelder, Weizen, Bäume, Häuser, Klüfte und Berge stets dieselbe Anzeige vor Augen zu haben. In jüngster Zeit hat die Süddeutsche „Elektrische Gesellschaft“ die Profitmacherei sich gestattet, die großen Waggonwände verschiedenen Firmen zur Verfügung zu stellen. Anstatt zu sehen, wer brausen vorübergeht und welche Strecke man zurücklegt, darf man während der oft langen Fahrt unzählige Male dieselbe Reklame lesen. Erstens ist Schrift kein Bild und kein Ornament, das durch Schönheit besticht. Worte, die man liest, glaubt man zu hören. Die Wiederholung stört und belästigt. — Wie fatal ist für schwache Augen der Lichtwechsel! Bei dunklem Hintergrund erscheinen die Buchstaben hell, bei hellem Dunkel. — Möge der Magistrat solchen geschäftlichen Unfug abschaffen und das Publikum schützen! Selbsthilfe durch Sachbeschädigung darf nicht empfohlen werden; aber wir hätten durchaus nichts dagegen, wenn ein himmlischer Engel schloß das zertrümmert, was uns ein Vergnügen ist. Im Waggon sind Stellen genug für Plakate vorhanden, aber in der Augenlinie wollen wir freie Durchsicht haben. Das ist unser Recht!

Im Namen vieler.



Sunlight-Seife

bietet die beste Garantie gegen vorzeitige Abnutzung der Wäsche. Absolut frei von scharfen Bestandteilen, hergestellt aus den besten Grundstoffen nach dem vollkommensten Fabrikationsprozeß, unerreicht an Milde und Reinigungskraft ist sie der beste Freund der sorgsamten Hausfrau. Sunlight-Seife schützt den Schatz des Hauses — den Wäschebestand. Die Hände der Waschfrau bleiben unverletzt und weich. Im Gebrauch sparsam, in der Wirkung wunderbar, ist sie die billigste Haushaltsseife.

Für Centralheizungen

empfehlen wir

prima gebrochenen Koks

von den besten Kokereien des Ruhrgebietes, wie:

„Consolidation“, „Gustav Schuler“, „Centrum“, „Harpen“, „Constantin d. Gr.“, „Gelsenkirchen“, „Hibernia“ und „Stinnes'schen Werken“

In den Körnungen von 60/100, 60/80, 50/80, 50/70, 40/70 und 40/60 mm zu den billigsten Preisen.

Kohlen-Verkauf-Gesellschaft

m. b. H.

9181

Hauptkontor: Bahnhofstrasse 2.

Fernsprecher: 545, 775, 2352.

Zweigstellen: Nerostrasse 17, Ellenbogengasse 17, Luisenstrasse 24, Moritzstrasse 7, Bismarckring 30.

Kaiser-Panorama



Rheinstraße 37, unterhalb des Luisenplatzes.

Jede Woche

zwei neue Reisen.

Ausgestellt vom 15. bis 21. Oktober 1905.

Serie I:

VII. Wanderung durch das interessante Rom.

Serie II:

Interessante bismarck'sche Wanderung durch Interlaken, Lauterbrunnen, Grindelwald.

Täglich geöffnet von morgens 10 bis abends 10 Uhr.

Eine Karte 30 beide Reisen 45 Pf.

Schüler 15 u. 25 Pf.

Abonnement 2.180

Rheinisch-Westf.

Gewerblich- und Schreiblehr-Anstalt Wiesbaden.

107: 38 Rheinstraße 38, Ecke Moritzstraße.



Große helle Unterrichts-Räume für

Damen und Herren

geöffnet.

Buchführung, Rechnen, Handelskorrespondenz, Stenographie, Maschinen- und Schreiblehre.

Tag- und Abendkurse. 8498

Prospekte kostenfrei.

Damen und Herren aus der Gesellschaft ist Gelegenheit geboten, an einem

Privat-Tanzkursus

teilzunehmen. Näheres bei Herrn

Fritz Heidecker, Mauritiusstrasse 10.

Goldreinette,

weitere Zentner abgegeben Feldstraße 15. 161

M. Cramer.

Marburg's Schwedenkönig, bester Magenlikör.

Friedrich Marburg, Wiesbaden, Neugasse.



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 243.

Dienstag, den 17. Oktober 1905.

20. Jahrgang

Flüchtiges Glück.

Roman von Clarissa Lohde.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Nichts, Gnädigste, gegen unsere jungen Damen; Gott bewahre mich davor. Aber eine Unberührtheit, wie ich sie meine, das werden gnädige Frau zugeben, ist hier in der Großstadt kaum möglich. Bedenken Sie, was unsere Kinder hier schon alles sehen und hören müssen, wovor sie gar nicht bewahrt werden können.“

„Da irren Sie doch sehr, lieber Assessor“, entgegnete die Dame in etwas beleidigtem Tone. „Ich zum Beispiel und meine jüngeren Schwestern haben vor dem ach/zehnten Jahre keine Gesellschaften mitmachen dürfen, sind also doch wohl unberührt geblieben von dem Staub der Welt, wie Sie sich ausdrücken können.“

Der Assessor wollte eben mit der bekannten Nebenart: Anwesende sind natürlich ausgeschlossen! sich entschuldigen, aber die Dame schnitt ihm unmutig das Wort ab, indem sie sich zu einem hinter ihr gehenden Herren wandte, und den losen Schwäger keines Wides mehr würdigte.

Frau v. Utting, die vorhin mit etwas Malice im Zusammenhang mit Justus Markwalds Verlobung erwähnte Dame, war auf der Terrasse zurückgeblieben, und beteiligte sich, wenn auch ziemlich einsilbig, an dem Gespräch, das sich auch hier um die Verlobung Justus Markwalds drehte.

Sie war eine schöne üppige Frau, etwas auffällig in der Kleidung, mit großen feurigen und zugleich schmeichelnden Augen, unvergleichlich schönen Händen, an denen eine Anzahl kostbarer Ringe bligten, und sehr vornehmen Mäuren.

Wie die Kommerzienrätin aus einem adeligen Hause stammend, und eine Jugendfreundin derselben, lebte sie seit einigen Jahren schon als Witwe in Berlin, nachdem sie mit dem verstorbenen Gemahl lange Zeit in überseeischen Ländern geweltet hatte. Der böse Leumund wollte von einer etwas bewegten Vergangenheit der schönen Frau wissen. Trotzdem aber und obwohl sie mit zwei Kindern in nicht gerade glänzenden Verhältnissen zurückgeblieben, war es ihr gelungen, sich eine Position in der Gesellschaft zu schaffen, wozu namentlich das freundschaftliche Verhältnis beigetragen hatte, in dem sie zu dem Markwaldischen Hause stand. — Die Kommerzienrätin hatte sich der Witwe in Erinnerung gemeinsamer verlebter Jugendtage sehr warmherzig angenommen, sie in ihre eigenen Kreise eingeführt und damit gezeigt, daß sie ihrerseits an das böse Gerücht der Welt nicht glaubte.

Justus hatte die noch junge und sehr schöne Frau eine zeitlang sehr ausgezeichnet, ja man hatte allgemein geglaubt, er werde sie heiraten. Dazu war es aber doch nicht gekommen, und der heiße Bewerber schien zu einem ihrer treuesten Freunde geworden zu sein, der ihr als Schlichter und Berater auch bei der Erziehung der Kinder hilfreich zur Seite stand. Ueber diese Freundschaft jedoch wurde viel geredet. — Justus Markwald war als Lebemann bekannt, und man glaubte nicht recht daran, daß er zu einer so üppig schönen, lebenslustigen Frau, wie Frau von Utting, in einem platonischen Verhältnis stehe, umsoweniger, als er fast täglicher Gast ihres Hauses war. — Da aber die

Kommerzienrätin nicht allein den freundschaftlich intimen Verkehr mit der Dame fortsetzte, sondern auch hier und da einfließen ließ, daß sie noch immer darauf hoffe, aus den Freunden werde ein Paar werden, so glaubte man auch in ihren Bekanntenkreisen darüber hinwegsehen und vor wie nach mit der Freundin Justus Markwalds verkehren zu dürfen. — Nun aber schlug die Nachricht von seiner unerwarteten Verlobung wie ein Blitz in die kaum erst zur Ruhe gekommenen Wogen der üblen Nachrede ein. — Wie sollte man sich das erklären, was würde die Kommerzienrätin jetzt sagen, da die Aussicht auf die Verheiratung ihrer durch Justus intimen Verkehr stark kompromittierten Freundin für immer geschwunden war?

Vorläufig freilich ließ sie nichts davon merken, daß diese Kunde ihr einen besonderen Schreck bereitet hatte. Nur zuweilen ließ sie ihre Blicke mitleidig zu der Freundin hinüber-schweifen, die ihrerseits heftige Erregung nicht ganz zu verbergen vermochte.

Die Kommerzienrätin war eine zarte Blondine mit feinen regelmäßigen Zügen und einem ungemein gewinnenden Ausdruck in denselben. Sie hatte Mühe, dem Andrang der an sie gerichteten Fragen über Justus und seine Braut genügen zu können. Immer mußte sie wiederholen, daß sie selbst aufs äußerste durch die Nachricht von seiner Verlobung überrascht worden sei.

„Natürlich freuen wir uns ungemein darüber“, fügte sie hinzu, „denn es war lange der Wunsch meines Mannes und der meinige, Justus verheiratet zu sehen. Die rechte Befriedigung fehlte ihm doch in seinem Junggesellenleben.“

„Ei freilich“, stimmte ihr der Gemahl zu. „Ein Mann ohne Frau lebt nur halb, das habe ich erfahren.“

Dabei beugte er sich mit hebelreifer Artigkeit über die Hand seiner Gattin, die ihm freundlich zulächelte.

Der älteste Chef des Hauses, Kommerzienrat Markwald, hatte auch erst in dem Alter, in dem sein Bruder jetzt stand, geheiratet. Auch er war bei der Wahl seiner Gattin allein seiner Neigung gefolgt, denn Leonie v. Freidenstein, die Tochter eines z. D. gestellten Generals, war ganz ohne Vermögen gewesen. Ja er hatte, als sein Schwiegervater vor nun fünf Jahren gestorben war, nicht allein der hinterbliebenen Witwe, der Mutter seiner Frau, ein bedeutendes Jahrgeld zu deren geringer Pension hinzugefügt, sondern auch die Sorge für seinen jungen Schwager übernommen, der augenblicklich noch auf der Kriegsschule, zum Winter in ein Berliner Garde-Regiment eintreten sollte.

Die meisten der Gäste hatten sich den Vorausgegangenen folgend, zum Lawn-Tennisplatz begeben, nur die Wirtin und Frau v. Utting waren noch auf der Terrasse zurückgeblieben.

„Du entschuldigst, Leonie, wenn ich mich jetzt ganz stillschweigend entferne.“

Die Kommerzienrätin brückte die von der Freundin ihr zum Abschied gereichte Hand voll Teilnahme.

„Sei überzeugt, Anita, hätte ich eine Ahnung davon gehabt, was mein Mann heute bei Tisch mitzuteilen hatte, ich

gab es nicht hergeben. Aber die Nachricht von Justus Verlobung, die er auch erst im Laufe des Vormittags durch ein Telegramm aus München erhalten hatte, war für mich eine eben solche Überraschung wie für alle anderen."

"Ich glaube Dir," nickte Frau v. Atting mit einem bitteren Bücken um die Mundwinkel. "Rücksichtslosigkeit scheint leider ein Familienzug der Markwalds zu sein."

"Meinem Mann tust Du unrecht," widersprach die Kommerzienrätin lebhaft. "Er ahnt ja nicht, in welche Täuschungen sein Bruder Dich eingewiegt hat, daß Du ein Recht zu haben glaubst, Dich als seine Verlobte zu betrachten. Aber ich habe Dich immer gewarnt. Kenne ich doch Justus ganz genau und weiß, wie wandelbar seine Neigungen sind."

"Er hat schlecht an mir gehandelt," stieß Frau v. Atting voll Heftigkeit hervor.

"Das hat er, ja," stimmte die Kommerzienrätin zu, "auch an mir, denn er hat mich absichtlich in dem Wahne erhalten, daß nur seine Abneigung gegen eine Verheiratung überhaupt ihn so lange damit zögern lasse, Dir zu geben, was er Dir durch sein Verhalten schuldet: seine Hand! Sonst wäre ich lange in Dich gedrungen, den allzu häufigen Verkehr mit ihm abzubrechen, ihm, wenn nicht anderl, Dein Haus zu verschließen. So hat er Dich in eine sehr üble Lage gebracht, die ich mit Dir aus tiefstem Herzen beklage."

"Ja, in eine sehr üble Lage," wiederholte Frau v. Atting mit bleichen Lippen.

"Und wahrscheinlich auch ihm kaum zum Heile," fuhr die Kommerzienrätin fort. "Ein siebzehnjähriges Mädchen! — Was kann ein solches Kind einem Manne wie Justus werden, der das Leben schon so ausgekostet hat, ein so ausgeprägter Junggeselle ist, der nur an sich und sein eigenes Wohlbehagen denkt? Ich begreife den Vater nicht, der ihm so ohne Zögern seine Tochter anvertraut."

"Du vergiffest, Leonie," unterbrach sie Frau v. Atting herb, "daß Justus Markwald, der Mitinhaber des Weltkauses Markwald, kein Mann ist, den ein Mädchen, wos Standes sie auch sei, auszuwählen pflegt."

Ueber Leonies feines Gesicht flog eine schnelle Röte. Auch sie hatte ja ohne Neigung sich dem vermögenden Manne vermählt. Ihr Herz hatte damals einem anderen gehört, einem leichtsinnigen jungen Offizier, der nach Amerika hinübergegangen und dort seit langer Zeit verdorben — gestorben war. Welche heimliche Tränen hatte sie geweint, als sie diesem Jugendtraum entsagen mußte, aber die berechtigten Vorstellungen des Vaters hatten doch schließlich den Sieg davongetragen. Sie war Philipp Markwalds Gattin geworden und hatte es nicht zu bereuen gehabt, wenn auch der brave, tüchtige Geschäftsmann ein wenig trocken war, und sie manchmal ein Entbehren dessen empfunden, was ihr doch als das höchste Glück dänkte: die Gemeinsamkeit gleichen Denkens und Empfindens. Selbst für die Kunst hatte der Kommerzienrat im Gegensatz zu seinem Bruder nur wenig übrig. Sein ganzes Denken und Sinnen drehte sich allein um das Geschäft, alles andere gehörte zum Ressort seiner Frau, der er die Pflege des Schönen nach ihrer Neigung überließ, ohne jedoch ihre Freude daran besonders zu teilen.

Nahende Schritte machten dem Gespräch der beiden Damen ein Ende.

"Der unaussprechliche Schwächer Assessor Melborn," rief die Kommerzienrätin unmutig. "Er darf uns nicht zusammen sehen, Anita, sonst würde er sogleich seine Schlüsse ziehen. Ich werde Dein Fortgehen in möglichst unauffälliger Art zu entschuldigen suchen. Lebwohl bis morgen. Ich komme nach Berlin, um Dich zu sehen."

Mit einer schnellen Handbewegung sich von der Freundin verabschiedend, eilte sie, eine möglichst gleichmütige Miene annehmend, die Stufen hinunter, auf die in der Tat der Assessor gerade zuschritt.

"So allein, Frau Kommerzienrätin? Man schickte mich eben aus nach den Damen. Es fehlen noch einige Partner zur Lawn-Tennispartie. Doch wo ist Frau von Atting?" Er sah sich verwundert um. In Wahrheit hatte ihn nur die Neugier hergetrieben, die Hoffnung, irgend etwas beobachten, erlauschen zu können, was mehr Licht über die ihn so lebhaft interessierende Situation im Markwaldschen Hause bringen könne.

"Sie ist leider schon fort," entgegnete die Kommerzienrätin. "Ihr Töchterchen war nicht ganz wohl. Sie haben ihr wohl schon die Sorge um das Kind beim Diner angesehen. Das hat mich aufgehalten, — ich hoffe, meine Gäste werden mich entschuldigen."

Der Assessor reichte ihr den Arm, sie zum Lawn-Tennisplatz zu führen, und drückte sein herzlichstes Bedauern über das Unwohlsein von Frau v. Attings kleiner Tochter aus, obwohl er fest überzeugt war, daß dieses Unwohlsein nur ein Vorwand sei, der Mutter eiliges Fortgehen zu erklären.

Währenddessen fuhr Frau v. Atting, immer noch eine Verhörs- höchster Aufregung, im eilenden Dampfswagen der Hauptstadt zu. Sie trug Verlangen, allein zu sein, sich zwanglos dem wilden Schmerze hinzugeben, der sie durchstürmte.

"Verschmäh! Verachtet!" — so klang es unaufhörlich in ihr, und raschüchtige, sündige Gedanken durchzuckten ihr Hirn. Jetzt schon, ohne sie zu kennen, hatte sie die glückliche Nebenbuhlerin, die ihr geraubt, was sie befehlen, was sie mit allem Aufwand ihrer Liebeshwürdigkeit, allen Künsten der Koketterie sich erobert hatte, und seit langem schon gewohnt war, als ihr Eigentum zu betrachten: die Liebe Justus Markwalds. Eine andere sollte sie genießen, sollte glücklich sein, während sie entbehrt, litt? O, es war nicht ausdenken, es durfte nicht sein. Nein, glücklich wenigstens sollte sie nicht werden, die kühne Eindringlin in das Reich, das ihr gehörte, — und auch er nicht. Die an ihr begangene Untreue mußte sich rächen an ihm, an ihr.

Sie warf sich in eine Droschke und fuhr ihrer am Kanal gelegenen Wohnung zu. Die Kinder waren mit dem Fräulein zum Besuch einer bekannten Familie ausgegangen, die Köchin hatte ihren Sonntag, nur das Stubenmädchen war zu Hause. So durfte sie noch hoffen, eine Zeitlang allein zu sein. Wie erstaunte sie aber, als sie, mit dem Bruder die Korridor tür öffnend, einen Herrenhut und Sommerüberzieher am Nagel hängen sah, die ihr beide nur zu bekannt waren. Die diskrete Jungfer, die schon ihre Pflicht bei derartigen Besuchen kannte, meldete in leisem Tone, Herr Markwald sei im Boudoir, und zog sich dann in die hinteren Räume zurück.

Frau v. Atting löste mit zitternder Hand Hut und Umhang warf beides auf einen Sessel, und stand in wenigen Augenblicken zornbebtend vor dem Ungetreuen.

"Du? — Du wagst?"

Er war ihr einige Schritte entgegengegangen, und mit einer Ruhe, die gegen ihre Erregung seltsam abstach, schob er ihr statt aller Entgegnung auf ihren Ausbruch einen Stuhl hin.

"Bitte, setze Dich Anita. Es ist wirklich gar keine Aufregung nötig zu dem, was ich Dir zu sagen habe."

Sie stieß mit heftiger Bewegung den Sessel zurück, so daß er krachend ihm zu Füßen fiel.

"Ständer! — fort — aus meinen Augen!"

"Ist es Dein ernstester Wille, Anita, daß ich gehe? Besinne Dich! Eines möchte ich Dir nur noch zu bedenken geben: — Wenn ich jetzt gehe, lehre ich nie wieder hierher zurück — hörst Du! nie! — mag daraus entstehen, was da wolle. Und ich denke, Du kennst mich. — Du hast zu wählen!"

Sie stand an der Tür gelehnt mit wogendem Busen und Augen, deren wilde Glut ihn verbrannt hätte, wenn es möglich gewesen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Tel. **Conrad H. Schiffer,** 693
3046 Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.

Die Schere.

Skizze von Maria Hellmuth.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Es kam der Morgen und mit ihm die Gewissheit, daß Dahlheim die Wahrheit gesprochen, und mit dieser Erkenntnis ein Gefühl der Erbitterung und Verachtung für den, den sie bisher so sehr geliebt.

Und er? — Er dachte nur an sich und seine Rettung, was er Frau und Kind angetan, schien ihm gar nicht zum Bewußtsein zu kommen.

Plötzlich war er auf sie zugetreten mit stehendem Ausdruck in den Augen.

"Hanna, vergiß, was ich Dir gestern angetan!"

"Gestern nur?"

Er überhörte ihren Einwurf. "Hanna, Du kannst mich, uns alle retten, — wenn — wenn Du auf meinen Wunsch, — natürlich nur scheinbar — eingehst." — Ihr Blut stockte. Sie wollte antworten, doch nur ein unartikulierter Laut rang sich aus ihrer Kehle.

Das bot er ihr, — o, jetzt hatte sie ihn ganz verloren! — Er mochte erkennen, was in ihr vorging, und fing an im Zimmer hin- und herzurennen. "Dann muß ich fort," rief er. "Ich weiß, er macht seine Drohung wahr. Ich war ihm lange im Wege. Absichtlich hat er es so eingerichtet, nie revidierte er die Kasse; — o, er wollte mich in seine Hand bekommen, um freies Spiel zu haben —"

"Und damit willst Du Dich und Dein Tun entschuldigen?" sagte sie hart. "Dachtest Du nicht an Weib und Kind?"

Doch jetzt sind Vorwürfe nutzlos — wie groß ist die — die Summe? — — —

„Was weiß ich — ein paar Hundert Mark! — —“

„So laß sie uns ersehen.“

Er hielt in seiner Wanderung inne. „Hast Du so viel Geld?“ fragte er, und seine Augen belebten sich.

„Soviel nicht, aber vielleicht helfen meine Geschwister.“

Sie war auf einmal so ruhig und besonnen, als handle es sich um Fremde, während er aufs neue das Zimmer durchmaß.

„Rein, er zeigt mich doch an. Gib mir das Geld, Hanna, dann gehe ich ins Ausland. Ich will ein anderer Mensch werden, ich verspreche es Dir! Und wenn es mir gut geht, kommst Du mit dem Kinde nach.“ —

Das Kind! O das unschuldige Kind! Die Schande! Um alles in der Welt die Schande abwenden! Ja, er mußte fort! — Sie raffte alles Geld zusammen, die wenigen Schmuckstücke und was sie sonst an Wert besaß.

„Wird es reichen?“

„Wenn Du nicht mehr hast, muß es gehen!“

Dann war er fort! — Er hatte sie und das Kind geküßt, und sie ließ ihn gehen ohne Tränen — in ihrem Innern schien jedes Empfinden erstorben. — Sich brachte er in Sicherheit, was sie nun mit sich und dem Kinde beginnen werde, danach fragte er nicht einmal. Sie fühlte deutlich, für sie beide war er verloren! —

Nachmittags kam Herr Dahlheim. Sie hatte ihn ruhig empfangen, wollte ihn um Schonung bitten. Er wußte es schon. — „Woher?“ fragte sie entsezt.

Das schöne Tiroler-Ranerl wäre auch verschwunden, da hätte er sich den Schluß zusammengereimt. Ob solch ein Mann ihre Treue wert sei?

Da hatte sie plötzlich Tränen gehabt, — wie ein Krampf hatte es sie geschüttelt.

Jetzt schien sie ihm doch leid zu tun. Sie möge sich nur beruhigen; er werde ihn nicht verfolgen lassen, ihretwegen. Was sie nun beginnen wolle?

Sie weinte nur heftiger. Fort wolle sie — fort zu ihren Verwandten; er werde auch sein Geld zurückerhalten. —

Er hatte höhnisch gelacht. — „Nach oberflächlicher Durchsicht fehlen schon 600 Mark. Er könne das Geld aber verschmerzen, wenn — wenn sie „vernünftig“ sein wolle.“

„O, Sie sind schlecht!“ rief sie verzweifelt. „Nie!“ Rief Lieber den Tod!

Er war mit einem bösen Blick gegangen.

Andern Tags erhielt sie unter Kreuzband eine Zeitung, eine Stelle bid mit Blaustift angemerkt. Mit unheimlicher Ruhe las sie:

„Der Kassierer Müller des Konfektionshauses Dahlheim u. Co. ist, nachdem er den Chef um namhafte Summen betrogen, mit der Tiroler Sängerin, das schöne Ranerl genannt, durchgebrannt. Frau und Kind sind in bitterster Not zurückgeblieben.“

O die Schande! Die öffentliche Schande!

Und sie mußte, ihres Kindes wegen, weiterleben, aber wie sollte sie es ertragen?!

Und furchtbar schwer war die Zeit, die nun kam. Zuerst hatte sie an ihre Geschwister geschrieben. Zwar nicht die Wahrheit, das brachte sie nicht über sich.

Ein Unglück habe sie betroffen, sie bitte dringend, ihr 600 Mark zu leihen. Daß sie es konnten, wußte sie, es ging allen gut. Die Brüder waren Beamte mit gutem Einkommen, die Schwester an einen vermögenden Geschäftsmann verheiratet.

Sie hoffte bestimmt auf ihre Hilfe. Dann konnte sie Dahlheim die Schuld abgeben und brauchte keine Zudringlichkeiten nicht mehr zu fürchten.

Den Unterhalt für sich und das Kind würde sie schon verdienen.

Die Schwester antwortete umgehend. Zuerst schrieb sie nur von sich, von ihren Kindern, vom Geschäft, das koste alles so viel, sie selbst müsse sich jeden persönlichen Wunsch versagen. Dann kam auf Umwegen, wie leid es ihr tue, der Schwester nicht helfen zu können, bei der schlechten Geschäftszeit sei das ein Ding der Unmöglichkeit. Wozu sie auf einmal eine so große Summe gebrauche usw.

Run gut! So taten es die Brüder, — sie hatte doch nicht so selbstlos zu ihrem Fortkommen beigetragen.

Erst nach einer Woche erhielt sie von dem ältesten einen Brief. — Ach, noch heute brannte der Inhalt auf ihrer Seele! Er hatte jene Zeitungsnotiz gelesen und kein Wort des Bedauerns für sie, nur harte, grausame Äußerungen von der Schande, die sie ihnen mache. Da verlange sie noch ein Opfer seinerseits? Er habe genug zu tun, um sich und seine Familie ehrlich — das Wort war dreimal unterstrichen —

Durchzubringen. Im übrigen habe sie bei ihrer Betrug auf keinen Rat gehört, nun möge sie auch sehen, wie sie durchkomme. — — —

Der jüngste antwortete gar nicht. — Sie war also fertig mit ihnen, nun stand sie ganz allein! Aber trotzdem blieb sie fest bei ihrem Vorsatz, sie mußte das Geld für Dahlheim schaffen, der schon mehrmals an ihrer Tür gewesen; sie hatte nicht geöffnet, — sie fürchtete ihn in ihrer Schulplosigkeit. Ah! Ihre hübsche Wohnungseinrichtung wollte sie verkaufen, ein Stübchen mieten und darin arbeiten, ungelannt und unbeachtet. Leider mußte der Hauswirt dazu seine Einwilligung geben; der Gang zu ihm wurde ihr sehr schwer, — doch es mußte sein, also vorwärts. — — —

Aber es gab auch noch gute Menschen in der Welt und zu denen gehörte ihr Wirt. Er schien alles zu wissen und dennoch vermied er zart, darüber zu sprechen; er nannte es nur „das Unglück“, das sie betroffen. Dadurch ermutigt sprach sie offen über ihre Lage und ihre Absicht. Das bezeichnete er jedoch ganz energisch als eine Torheit. Niemand könne das von ihr verlangen, der reiche Mann am wenigsten, und sie selbst dürfe sich deswegen auch keine Gewissensbisse machen.

Als sie trotzdem dabei beharrte, bot er ihr gutherzig seine Vermittlung an; auch eine kleine billige Wohnung draußen vor dem Tore, wo er auch noch ein Haus besaß, da habe das Kind sogar bessere Luft. Ja, ja, wie gern nahm sie sein Anerbieten an. Dann sah sie auch nicht mehr die bekannten Gesichter, die sie neugierig anstarrten, wenn sie auf die Straße trat. Der Geldsack der Sachen reichte gerade aus, die Schuld zu tilgen. Sie war wohl schon leidgewohnt; denn als man ein Stück nach dem andern von den so lieben Möbeln hinaus-trug, sah sie fast gleichmütig zu, — ihr war ja Lieberes genommen! — Nun konnte sie wenigstens das Geld abschieden, und sie hatte das Gefühl, als sei damit ein Teil der Schmach von ihrem Namen fortgewischt.

So sah sie denn wieder in dem recht kahlen, düstigen Zimmer an der Nähmaschine und arbeitete rastlos. Als sie zum erstenmal wieder die große Schere in die Hand genommen, hatte sie laut aufgeweint. Es war doch einst eine schlechte Vorbedeutung gewesen, dies Geschenk, — immer wieder mußte sie das Los der um ihre Existenz ringenden Frau auf sich nehmen.

Da hatten sich zwei weiche Armechen um ihren Hals gelegt, eine sammetweiche Wange schmiegte sich an die ihre und eine zärtliche Kinderstimme sagte: „Nicht weinen, Mütterchen!“ — Rein, nicht weinen! Sie schämte sich ihrer Mitleidigkeit, noch besaß sie ja einen Schatz, der größer war, wie alles, was sie einst beklagt: ihr liebes, herziges Kind!

Und sie weinte nicht mehr. Sie ging auf das fröhliche Geplauder des Kindes ein, sie scherzte, sie lachte mit ihm, selbst wenn ihr Herz zum Brechen schwer war.

Sie nahm sich auch die Zeit, um mit ihm spazieren zu gehen, und saß dann ein paar Nachtstunden länger. Dafür hatte sie auch die Freude, daß ihre kleine Rose lieblich erblühte, wie ihre Namensschwwestern, aber sie selbst wurde bleicher, ihr Gang matter; dazu gesellte sich ein nervöser Kopfschmerz, der sich bisweilen zur Unerträglichkeit steigerte. Wenn sie dann die schmerzende Stirn in die Kissen drückte, streichelten die kleinen Kinderhände ihre Wangen und alle die Schmeichel- und Rosenamen, die sie sonst dem Kinde gab, schlugen an ihr Ohr. Dann zuckte ihr Herz in namenlosem Weh, es schrie nach dem Vater, der ein solches Kind verlassen hatte. — O, ein so reines Glück hinversen, für eines, das ihn früher oder später nicht mehr befriedigen konnte, um das er heute vielleicht schon Qualen empfand. — Ja, sie war immer noch reich durch ihr Kind, — es war ihr Stolz und ihr Glück. In ihrer Arbeit hatte sie bald die Erfahrung gemacht, daß das Absteuern derselben nicht so leicht war, wie damals bei Dahlheim. Sie mochte sich noch so viel Mühe geben, immer fand man etwas daran auszufehen. Oft mußte sie auch stundenlang auf Abfertigung warten. Dann sah sie voll Angst und Unruhe; in ihrem Innern tönten unaufhörlich die Abschiedsworte ihrer Kleinen, welche sie bei einer gutherzigen Nachbarin gelassen: „Laß mich nicht so lange allein, Mütterchen!“

Aber sie mußte geduldig warten, hier wurde sie nicht bevorzugt. Sie wollte aber auch keine Bevorzugung — um alles nicht. Wenn sie dann heimkehrte, sah sie schon von weitem, wie sich ein rosiges Gesicht blickte an die Scheiben drückte, nach ihr auspähend und Armbände werfend — jauchzte das Kind ihr entgegen.

Vergessen war dann Müdigkeit, vergessen der Verdruß, wie beschwingt flog sie die Treppen hinauf, trotz des schweren Paketes, das sie trug. Vor der Tür lag sie dann wohl ein kleines Bäckchen etwas aus der Kleider Tasche hervor, daß

Ihr Diebstahl das „Mitgebrachte“ leichter entdeckte und durch den Jubel des Kindes war sie für alle Mißthat entschädigt.
Dann eines Tages, — wann war es doch? — Ja, vor acht Wochen, da plauderte der süße Mund nicht so heiter; die strahlenden Augen waren umflort, die Händchen heiß. „Mama, mir ist schlecht!“ flüsterte das Kind, als sie von einem Geschäftsgange zurückgekehrt und besonders lange ausgehalten war. Angstvoll befühlte sie Stirn und Hände. Es war Fieber und steigerte sich gegen Abend. Eine schreckliche Angst erfaßte sie; die Nachbarin erbot sich, einen Arzt zu holen.

„Mütterchen, laß mich nicht allein!“ bat das Kind, ohne zu wissen, was es sprach.

„Ich lasse Dich nicht allein, mein einziger Liebling!“ Der Arzt kam und ihre Augen hatten in angstvoller Frage an seinen Mienen gehangen: Diphtheritis! —

Die bleiche Frau am Fenster sprang auf. Es war jetzt fast dunkel in dem Zimmer, nur noch ein fahler Streifen des verglimmenden Tageslichtes fiel durch die Scheiben, gerade auf die Schere — — —

Ja, mit derselben Schere hatte sie drei Tage später ein Sterbekleidchen für ihren Liebling geschnitten.

War's möglich, daß sie das gekonnt? — war's möglich? — O wie hatte sie gerungen in heißem Flehen um das Leben ihres einzigen Schatzes! Sie wußte keine Worte, nur noch ein Stammeln: „Herr, das nicht! O, laß mir das einzige, was ich habe! Herr im Himmel, das wirst Du mir nicht nehmen!“ Dazwischen sprach sie zärtlich und beruhigend zu dem leidenden Kinde, erneuerte die Eisumschläge, reichte Medizin und wich nicht eine Minute von dem Lager, und immer wieder flehte die süße Kinderstimme: „Laß mich nicht allein!“ Dann kam die letzte Nacht. Ihr Beten fand keine Erhörung. „Ich möchte schlafen, Mütterchen!“ flüsterten die bleichen Lippen. — Die großen Augen in überirdischem Glanz weit geöffnet, die kleinen Hände zum Abendgebet gefaltet, so lag sie in ihren Armen, — ein Juden der zarten Glieder — mit einem Beihaut hatte sie sich über ihr Kind gebeugt, hatte Lippen und Augen geküßt, — die strahlenden Augen schlossen sich unter ihren Küßen; — sie öffneten sich nicht mehr! — Und sie warf sich zu Boden in dem dumpfen Empfinden, daß nun alles aus sei. — So kam der Morgen.

Und wieder erkannte sie, daß es auch noch gute Menschen gebe. Man nahm ihr die schweren Gänge, die unerläßlichen Besorgungen ab, und sie sah und nähte ein weißes Kleidchen, während ihre bleiche Rose so still und regungslos auf ihrem Lager ruhte.

Wie hatte sie es nur getragen! Es war so furchtbar still in dem Zimmer und erschreckt war sie zusammengezuckt, als sie die Schere einmal auf den Tisch gelegt, was einen klingenden Ton verursachte. Störte der Laut nicht die stille Schläferin? Nun wird auch sie bald ausruhen. — Hatte ihr Kind nicht stets gebeten: „Mütterchen, laß mich nicht allein?“ — Sie wird es nicht allein lassen! —

Und dann hat man ihr Herzblatt in die dunkle Gruft gesenkt, unter Blumen ist sie begraben. Sie hat geglaubt, so still und unbemerkt durchs Leben zu gehen und kann jetzt kaum fassen, daß man ihr von allen Seiten Teilnahme entgegenbringt. — Der Prediger spricht von dem Kreuz, das jeder Christ geduldig tragen müsse. Dunkel sind die Wege des Herrn, — so sagt er — wir kennen seine Absicht nicht, doch wir dürfen nicht murren, wenn uns das Kreuz zu schwer dünkt. — Ja, dunkel liegt der Weg vor ihr ohne die hellen Augen ihres Kindes! — — — Teilnehmende Menschen geleiten sie nachhause. Sie sprechen alle von der Pflicht eines Jeden, zu leben, so lange es Gott gefällt. Warum reden sie alle so? Lesen sie denn die Gedanken hinter ihrer Stirn, die nur in dem einen Kreise, daß sie nicht weiterleben kann? So barmherzig wird Gott doch sein, daß er sie bald mit ihrem Kinde vereint! —

Sie fängt auch wieder an, zu arbeiten, doch es will nicht gehen. Es erfaßt sie dabei eine Unruhe, daß sie die Arbeit beiseite wirft und hinausgeht, dahin, wo ihr Liebstes ruht. Dort kniet sie an dem Hügel; sie möchte beten, doch sie weiß nicht was, nur das eine wiederholen ihre Lippen: „Herr, nimm mich auch zu dir!“ — So vergehen Tage — Wochen. — Man kommt jetzt nicht mehr zu ihr; andere Interessen haben wohl ihr Geschick in den Hintergrund treten lassen, — so ist sie denn viel allein, — allein mit ihrem Gram, — allein mit ihrer Todessehnsucht! Und die Nächte, in denen sich kein Schlaf auf die brennenden Widen senkt, sind so lang! Der Kopf schmerzt und die Hände zittern, wenn sie sich des Morgens an die Arbeit setzt; sie muß schaffen, es ist gar viel zu bezahlen, — und doch fördert es so wenig. Sie weiß auch selbst, daß ihre Arbeit nicht gut ausfällt und wundert sich gar nicht, wenn

dieselbe tabelt. Heute hat sie ihr nun die ganze Arbeit zum Abändern zurückgegeben. Es sei auch nicht exakt zugeschnitten; sie habe wohl eine schlechte Schere, sagte sie und dabei hatte sie so recht höhnisch gelacht. — Eine schlechte Schere? denkt die arme Frau erschreckt; — sie wird ihr doch nicht eine neue schenken wollen? Nein, nein! Sie will keine andere mehr — — — Da sieht sie, als sie mit wankenden Schritten den weiteren Weg heimgeht, den alten Scherenschleifer auf der Straße halten und ganz mechanisch, wie sie jetzt alles tut, bringt sie ihm die Schere zum Schleifen. Sie starrt vor sich hin. — Wie sagte doch der Alte? Ein Zittern fliegt durch ihren Körper. — Ach, sie wird nicht anzünden, um dem furchtbaren Gedanken zu entrinnen. — Sie muß ja auch noch arbeiten. — Als sie das Paket öffnet, fällt die Schere polternd zur Erde. Mit einem Schrei fährt sie zurück. Die Schere! — Nein, o nein, — sie kann nicht arbeiten, sie will die Schere nicht mehr sehen! Und die Lampe wieder löschend, legt sie sich auf ihr Lager.

„Ich bin müde! — Herr entbinde,

Mich von dieses Lebens Last!“

murmeln die Lippen, während die fieberglänzenden Augen in das Dunkel starren. — Sie erweitern sich schreckhaft: Ist da nicht ihr toter Liebling im weißen Kleidchen, mit dem Rosenkranzchen in den blonden Locken?

Sie fühlt eine weiche Berührung, zwei Arme legen sich um ihren Hals und eine süße Stimme flüstert: „Laß mich nicht so lang allein, Mütterchen!“

„Nein, nein, mein Liebling, ich komme!“ schreit sie auf und breitet die Arme aus. Sie faßt in's Leere! — Es ist der Mond, der einen breiten, silbernen Strahl über das Zimmer wirft. — Stöhnend sinkt sie zurück.

„Herr, vergib, wenn ich eher komme, wie Du mich rufst!“ flüsterte sie, „ich darf sie doch nicht so lange allein lassen. Vergib — vergib!“ Und wieder sieht sie das süße Gesicht, hört die zärtlichen Laute — — — Doch, ist sie denn im Fieber? Steht da nicht auch ihr Gatte? — Er, den sie so heiß geliebt und der sie verlassen, der nie mehr nach ihr gefragt hat! — Er sieht sie stehend an. — Aber wer sieht da neben ihm, hält ihn fest mit beiden Armen umschlungen?

Ein äppiges Weib im Tirolerkostüm — — —

„Hinweg!“ ruft die unglückliche Frau, „hinweg, er gehört ja mir — mir allein!“ Sie springt auf, rennt wie rasend durch das Zimmer, dann stürzt sie ohnmächtig zu Boden.

Acht Tage später stand vor dem Hause ein Leichenwagen. — Eben wurde ein zwar einfacher, doch reich mit Blumen geschmückter Sarg hinaufgehoben. Wie immer bei solchem Anlaß hatten sich einige Neugierige versammelt und tauschten nun in halblauten Bemerkungen ihre Beobachtungen aus.

„Sehen Sie man den schönen Kranz vorn am Sarge!“ „Den hat der Wirt geschickt,“ berichtet eine junge Frau, die in der Nachbarschaft wohnt.

„Wer wird denn da begraben?“ fragt ein eben vorübergehendes, junges Mädchen.

„Es ist ja die junge Frau Müllern. — Wissen Sie nicht — die, wo der Mann vor nun bald 'ne Jahre zwei mit 'ne Sängerin durchgebrannt ist — bei Dahlheim war er —“

„Ach, jetzt erinnere ich mich. Und dies ist nun die Frau?“

„Ja, und eine brave Frau! — Die hat gearbeitet, nicht anzusehen war's! Nun noch der Gram, wie ihr das Kindchen starb, da ist sie nun endlich zusammengesackelt. — Stilles Nervenleiden, — die Nachbarin hat sie ohnmächtig auf der Diele liegend gefunden. — Keiner war da zur Pflege, da hat der Wirt, das ist noch mal einer von die Guten, — eine fromme Schwester geschickt. Und sie hatt's vielleicht noch überstanden, aber in der einen Nacht, als sie ganz kurze Zeit allein lag, da hat sie sich im Fieberwahn mit einer Schere die Pulsadern aufgeschnitten. — Na, da war's natürlich aus.“

„Die Aermste!“

„Und jetzt,“ fährt die Berichterstatlerin, die stolz ist, daß sie so genau Bescheid weiß, fort, „jetzt hat der Wirt die feine Beerdigung angeordnet. Er soll gesagt haben: „Wenn eine, denn verdient die es!“ Sehen Sie bloß, alle Hausbewohner folgen, und die vielen, schönen Kränze! — Na, ihr ist nun wohl!“

Der Zug ist an der nächsten Ecke verschwunden; die Menschen zerstreuen sich; der Platz vor dem Hause ist leer; nur einige zertretene Blumen liegen am Boden. —

Gebrochen, geknickt wie jene arme Tulderin, deren sterbliche Hülle man eben draußen auf dem Friedhofe in die Grube senkt. Heimgegangen ist sie ins Vaterhaus! Sie hat ihr Kind nicht lange alleingelassen! —